Flugschriften
des
Evangelischen Bundes
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Nr. 314

Evangelischer Bund und evangelisches Gemeinde-Ideal.

Vortrag,
gehalten auf der Jahresversammlung des Hessischen Haupt-Vereins des Evangelischen Bundes zu Mainz 1910
von

Fr. Niebergall.

Halle (Saale) 1911
Verlag des Evangelischen Bundes.

Evangelischer Bund

und

evangelisches Gemeinde-Ideal.

Vortrag,

gehalten auf der Jahresversammlung des Hessischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes zu Mainz 1910

von

Fr. Niebergall.

Halle (Saale) 1911

Verlag des Evangelischen Bundes.

Der Evangelische Bund befand sich 1910 in einer einzigartigen Lage, wie noch nie, seitdem er besteht: er stand, dank des Ungeschicks seines Hauptgegners, im Mittelpunkt der ganzen Aufmerksamkeit, als treuer Wächter deutsch-protestantischer Werte bewährt und sogar anerkannt. Nun kommt die größere und schwerere Aufgabe: das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm ist, und positive Ziele zu fördern; denn vom Kampf allein lebt kein Mensch, und der Zorn und der Haß, der ihm folgt, sind zumal im Sinne des Evangeliums unfruchtbare Gewächse. Diesen Zorn sollen wir in Liebe zu den Werten, deren Verteidigung es galt, den Eifer der Führer und der Heere im Streite gegen Rom sollen wir in Mitarbeit am Bau unserer evangelischen Kirche umsetzen; viele kehren da um, weil hier bequeme Entrüstung ernster und tüchtiger Arbeit Platz machen soll. Aber es muß sein! Wir wollen mit dem Evangelischen Bunde das evangelische Gemeindeideal fördern. Warum und wie Evangelischer Bund und evangelisches Gemeindeideal sich gegenseitig dienen, ist das Ziel unseres Nachdenkens. Zuvor müssen wir darum über die Aufgabe des Bundes und über das Wesen des Gemeindeideals im klaren sein. — Wir werden uns dabei mit den Gedanken berühren, die Professor D. M. Schian auf der letzten Bundestagung in Chemnitz in seinem Vortrage über „Mehr Teilnahme am Leben der Gemeinde" ausgesprochen hat.

I.

Die Aufgabe unseres Bundes bestimmen wir am besten so, daß er fortführen soll, was die Reformation begonnen hat. Also er hat nach zwei Seiten hin zu arbeiten: gegen Rom und zum Aufbau der evangelischen Kirche. Beides wird mehrfach zusammenhängen. Einmal gewinnt die evangelische Kirche um so mehr Platz, als Rom verdrängt wird; dann aber verliert Rom dort, wo Katholiken und Nichtkatholiken zusammenwohnen, in dem Maße die Macht über die Gemüter, als wir unsere Kirche bauen. Und wir werden sie desto besser bauen, je gründ-

licher wir alle Rückstände römischen Wesens aus ihr selbst hinaustun. Der Evangelische Bund sollte aber sein Empfinden für römisches Wesen so sehr verfeinert haben, daß er jedes Stück solchen Wesens in seiner engeren Umgebung herausfindet. Wir müssen den Versuch machen, unsere Kirche ganz aus dem Grundgedanken des Protestantismus heraus aufzubauen; und den treffen wir am sichersten, wenn wir Rom entgegenhandeln.

Was ist denn der Eckpfeiler des ganzen römischen Systems? Nicht der Papst mit der dreifachen Krone; er ist die Kuppel. Aber es ist der Priester, der, das Sakrament in der Hand, Heilsmittler ist. Man kann das römische Wesen auf *einen* Begriff bringen, es ist hierarchischer Sakramentarismus. Das Heil liegt zuerst in heiligen Dingen — wir empfinden das als christliches Heidentum. Greifen kann man das Heil in diesen Dingen. Für die einen ist es magisch, für die andern mystisch beschaffen. Die Kirche bietet eine Summe von sinnlichen Vermittlungen des Himmels und Gottes, und diese Mittel stehen in der Hand des Priesters. Ob dieser Unterschied zwischen Priester und Laien aus dem Judentum oder auch aus dem Heidentum stammt, fragen wir hier nicht; aus dem Evangelium kommt er sicher nicht. Die Priesterschaft ist die Grundlage der ganzen hierarchischen Pyramide, deren Spitze der Papst ist. Die Laien sind nur Gegenstand priesterlich-sakramentaler Behandlung. So ist das Ganze ein System priesterlich-dinglicher Religion, das zu dem großen politisch-sozialen universellen Ultramontanismus in engster Beziehung steht; die einen sagen, als ein Mittel für seine Herrschaft — und das sind die bitteren Feinde des Ganzen; die andern sagen, als Zweck zum Mittel — und das sind die Optimisten, die nicht glauben können und wollen, daß ein so großes System ganz im Dienst der Welt stehen kann.

Die Reformation hat das alles umkehren wollen. Gegen den Sakramentarismus stellt sie das Wort oder besser den Geist. Gott und das Heil und der Himmel kommen nicht in Dingen, sondern sie kommen im Geist. Und der Geist? Er wohnt in Menschen, er wohnt in der Christenheit. So haben die Reformatoren dem dinglichen Sakrament die geistliche Kraft des Wortes und des Glaubens, und dem Priester die Gemeinde gegenübergestellt. Dem päpstlichen Absolutismus und der bischöflichen Aristokratie tritt nun diese ideale Demokratie, wie sie einst in der Urchristenheit bestanden hatte, von neuem entgegen. Die Gemeinde wird Subjekt, sie bleibt nicht bloß Objekt priesterlich-sakramentaler Bedienung. Es tritt also dem hierarchischen Sakramentarismus entgegen ein gemeindliches geistiges oder persönliches Christentum. Bisher war alles auf die Masse berechnet gemäß der weltgeschichtlichen Aufgabe, die der mittelalterliche Katholizismus tatsächlich hatte, und darum massiv. Nun wird alles aufs Geistliche abgestellt, und dem entspricht der Zug zur Selbständigkeit des einzelnen. Hier ist zugleich die schwache Stelle des Ganzen. Ballen sich um den Priester mit dem Sakrament in der Hand leicht Massen ohne Eigenart und ohne höhere geistige Bedürfnisse, so sind geistig selbständigere Naturen der Stolz, aber auch der Schmerz des Protestantismus.

Und hier setzt der *Gemeindegedanke* ein. Die ganze Ge-

meinde ist der andere Pol neben der selbständigen Einzelperson. Sie ist gedacht als Priester und Sakrament in Einem, als Trägerin der großen geistigen Gabe und zugleich christlicher Aufgaben, als Herdfeuer aller religiösen Kräfte und aller Bruderliebe zugleich. Aber kein Feuer kann immer nur Wärme ausstrahlen, es muß auch immer neues Holz hinein. Das ist der Sinn, wenn Luther in der Erklärung zum dritten Artikel sagt: „In welcher Christenheit er mir und allen Gläubigen täglich alle meine Sünden reichlich vergibt und mich samt allen Toten auferwecken und mir samt allen Gläubigen in Christo das ewige Leben geben wird.“ Wenn nicht im Sakrament des Priesters, dann müssen die geistigen Kräfte in Personen und in ihrer Gemeinschaft wohnen. Aber da zum neuen Menschen, wie ihn die Umwandlung durch den Geist Gottes schaffen soll, auch ganz unbedingt die Bruderliebe gehört, so ist auch von daher der Christ auf die Gemeinschaft gewiesen. Es hat also die Gemeinde in diesem idealen Sinne eine religiöse und eine sittlich-soziale, gemeinschaftsmäßige Seite an sich: Glaube und Liebe sollen in ihr wohnen, von ihr ausgehen und zu ihr zurückkehren. So kämpft alles an gegen minderwertiges, selbstsüchtiges Seligkeits- und Sakramentschristentum. Dieser Bruderbund der Gläubigen unter ihrem Haupt Christus wird auch Träger der kirchenregimentlichen Befugnisse.

Hat die lutherische Kirche diese Ansätze wenig verwirklichen können wegen ihrer engen Verbindung mit einem Staat, der nach wie vor für die immer recht unselbständig gelassenen Untertanen sorgte, so gediehen diese Grundsätze auf *reformiertem* Boden um so besser. Einmal hatte der Boden des freien Staates schon an sich mehr die Selbständigkeit der Bürger zur Geltung gebracht; dann aber erweckte Calvin aus seinen tiefsten Neigungen heraus die Gemeinde mit ihren Ämtern und Rechten zu starkem Leben. Zufällige geschichtliche Ereignisse ziehen dann oft die vorhandenen Grundsätze erst ganz ans Licht; so wurde die ganze Größe des Gemeindegedankens dort wach, wo die Verfolgungen von römischer Seite die evangelischen Prediger vertrieben und ihre Gemeinden zwangen, sich auf sich selbst zu stellen. So geschah es in Frankreich, in den Niederlanden und am Niederrhein. Zugleich fiel hier mit der Verbindung mit dem ja feindlich gerichteten Staat die theokratisch-mittelalterliche Härte des ursprünglichen calvinischen Vorgehens dahin, dessen polizeilich gesetzlicher Charakter uns nicht gefällt. An ihre Stelle trat die moralische Gewalt der kirchlich-christlichen Organisation. So verdanken wir diese schöne Blüte aus der Reformationszeit dem Drucke Roms. Schon damals wie heute machten sie es oft gut, wenn sie meinten, es recht bös zu machen.

Überall sind es zwei Gedanken, die die Gemeindearbeit anregen und aufrecht erhalten: Armenfürsorge und Kirchenzucht, Sorge für den Leib und für die Seele. Daneben haben die Ältesten in der pfarrerlosen Zeit auch zu lehren; aber hauptsächlich ist es die Sorge für die Armen und Angefochtenen, die die Protokolle der niederrheinischen Gemeinden erfüllt, wie sie Ed. Simons herausgegeben hat. Die Ältesten, das Presbyterium, das Konsistorium, oder wie sie heißen, übten die Aufsicht. In diesem Kon-

sistorium liefen alle Nachrichten zusammen, die die Ältesten je aus ihrem Quartier über Arme und seelisch Bedrängte mitbrachten. Wucher, Streit in der Familie, Gefahr des Übertritts zur katholischen Kirche — über solche Dinge wurde beraten, während oft zwei Diakonen die Wache gegen Überfälle hielten.

So ist der Gemeindegedanke ein echtes Kind der Reformationszeit und als solches ohne weiteres der Teilnahme des Evangelischen Bundes wert und gewiß. Die Gemeinden, zumal des Niederrheins, zeigen, was der Protestantismus kirchlich leisten kann. Ihr Geist hat durch die rheinisch-westfälische Kirchenordnung alle deutschen evangelischen Landeskirchen befruchtet, hat wenigstens den Rahmen zu wirklicher Gemeindearbeit geschaffen.

Allerdings müssen wir betonen, daß es, wie gesagt, der reformierte Zweig der Reformation war, der diese Früchte zeitigte. Wenn wir damit die Haltung der lutherischen Kirche vergleichen, so haben wir sofort die geschichtliche Grundlage für die heutige Meinungsverschiedenheit zwischen Sulze und seinen Anhängern einerseits und Männern wie Dörries und G. Traub anderseits. Wollen erstere die Gemeinde, die sich durch ihre Liebestätigkeit als lebendig erweist, so wollen letztere die Gemeinde bloß als religiös-sittliche Erziehungsanstalt. Wenn letztere dazu, daß sie alle Liebestätigkeit dem Staate, der bürgerlichen Gemeinde und andern nichtkirchlichen Organisationen überlassen wollen, auch durch den Gegensatz gegen alles katholische Wesen bestimmt werden, so ist doch geschichtlich zu sagen, daß der lutherische Protestantismus, dessen Art sie hier dem reformierten vorziehen, voll von Kirchentum war. Durch Schuld der lutherischen Kirche war der Gemeindegedanke lange unter Schutt und Asche versunken. Das Amt der Kirche, dem alle schwachen menschlichen Triebe, Bequemlichkeit einerseits, Herrschsucht anderseits, immer alles überlassen wollen, das geistliche Amt, das Amt der Pastoren hat alles wieder verschlungen. Die Massenparochien in den Großstädten, aber auch der Pastorenkirchen-Charakter der Kleinstädte und der Dörfer — denn die Größe der Gemeinde allein ist nicht der Fehler und ihre übersehbare Kleinheit ist an sich noch kein Gewinn — haben alles selbständige Leben erstickt, weil die weltliche und kirchliche Obrigkeit doch alle Arbeit für das Reich Gottes allein machte. In unsern Tagen hat dann bekanntlich Sulze den schlafenden Gemeindegedanken wieder aufgeweckt; der aus protestantischem Geiste geborene Gedanke wurde aus sozialen Beweggründen in den neunziger Jahren wieder hervorgesucht. Die Gemeinde ist anders als die römische Sakramentskirche und als die orthodoxe Schulkirche des 17. Jahrhunderts *Erziehungsanstalt* zum Reiche Gottes. Darum ist Seelsorge aller an allen nötig. Dazu tritt als die bekannte Ergänzung vom 16. Jahrhundert her die Armenpflege, die Liebestätigkeit, und zwar alles auf dem Boden der übersehbaren Gemeinde, als Werk der Gemeindeorgane. Die organisierte Gemeinde erzieht die gegebene Gemeinde zur idealen Gemeinde. Der Gemeinschaftsgedanke beherrscht ihr ganzes Leben und besonders ihre Feiern, die Feier der Taufe und der Trauung; der Gemeinschaftsgedanke steht

im Gegensatz zu einem katholisierenden Amtsbegriff und im Gegensatz zu dem Pietismus, der die Einzelnen bekehren und vor allem einzelne kleinere Gemeinschaften und Anstalten pflegen will.

II.

Das war ein paar Jahre ein Rausch, eine helle Freude wie über ein Allheilmittel für Kirche und Gesellschaft. Aber seit längerer Zeit haben auch Freunde dieser Gedanken eine „Gemeinde-Müdigkeit" festgestellt. Woher kam die? Solche Müdigkeit kommt immer, wenn man sich einmal wieder viel zu viel versprochen und in einem neuen Ideal geschwelgt hat, wozu Sulze in seinem deutschen Idealismus Anlaß geboten hatte — wenn es auch natürlich ohne solche Idealisten niemals geht —. Wenn man für ein Ideal Feuer und Flamme ist und es etwa in gleicher Form allen Verhältnissen hat aufzwingen wollen, dann wirft man es, sobald das nicht geht, weil die Wirklichkeit ihren eigenen Kopf hat, schließlich seufzend in die schon ansehnlich mit Idealen gefüllte Rumpelkammer. Aber jedes solches Ideal will ja doch nur ein Leitgedanke sein, ein kritischer und positiver Leitgedanke für die Arbeit, und nur langsam stellt sich der Gedankenstand der Menschen, schwerfällig wie er ist, danach um. Hat 400 Jahre die Kirche und das geistliche Amt die Leute als Objekt behandelt, wie soll da binnen 10 Jahren die Gemeinde Subjekt werden! Und alles erreicht man überhaupt nie in dieser schlechten Welt. Aber etwas schon. Und die Vertreter des Gemeindegedankens, die Freunde Sulzes, brauchen sich gar nicht zu beklagen. Wo ist denn ein theoretischer oder praktischer Gedanke in den letzten Jahrzehnten, der so weit in die protestantischen Pfarrerkreise, auch in die Kirchenregimenter hineingewirkt hat wie die kritische Seite in dem Sulzeschen Ideale, die Zerschlagung der übergroßen Parochien? Freilich mit der positiven Seite geht es nie so schnell voran. Aber nur einmal besonnen und überlegt! Es ist gar nicht möglich, Stadt und Land gleicherweise modisch in die Gemeindeideals-Kleider zu hüllen. Man bedenke nur, was das heißt: es handelt sich doch nicht etwa bloß um Gemeinschaft von Gesinnungsgenossen. Die ist noch leicht zu haben, wo sich Menschen verstehen. Darin sind die Sekten zum Teil vorbildlich, wenngleich auch dort die Brüder trotz aller Gleichheit und Brüderlichkeit oft bitter genug gegeneinander sind. Es handelt sich vielmehr um Gemeinschaft von Leuten, die durch ganz natürlich zufällige Umstände, wie Wohnung, Nachbarschaft, auf einen Haufen zusammengeworfen worden sind. Und da müssen wir einfach und offen sagen: es ist einfach eine Täuschung, solche flutenden Massen mit ihren so zahlreich auseinanderströmenden Neigungen, mit ihrem häufigen Umzug, um einen Mittelpunkt idealer Art zu sammeln. Das gilt für die Großstadt. Hier ist es einfach nicht möglich, kirchlichen Gemeingeist in alle Straßen und Steinhaufen zu tragen. Hier kann man bloß durch angestellte oder durch freiwillige Helfer und Helferinnen nachsehen und helfen lassen an Leib und Seele, soweit es geht; man kann auch wohl einmal ein paar hundert Leute um ein Lutherfestspiel oder einen

Vortrag sammeln. Aber an einem Stadtplan ein Stück herausschneiden und sagen: hier, das soll eine Gemeinde werden, aus diesem Chaos soll ein Kosmos werden — das wäre eine Selbsttäuschung. Die Gemeinschaft muß ja doch stets dem natürlichen Boden entstammen, sonst geht es nicht. Hat man in solchen großen Gemeinden zwei konzentrische Kreise von Leuten, deren innerer sich langsam zusammenschließt, deren äußerer sich von jedem Gemeindeorgan pflegen und bedienen läßt, so hat man erreicht, was erreicht werden kann.

Höher hinauf kann man wohl nur da kommen, wo alles länger zusammen wohnen bleibt; in der Kleinstadt und im Dorfe, wenn natürlich auch die Kleinheit es an sich noch nicht macht und die vertrauliche Nähe oft genug gerade die Gemeinschaft vereitelt. Aber es gibt doch hier und da etwas, was man die evangelische Gemeinde im idealen Sinne mit ihren Kräften nennen kann. So etwas wollen wir kurz schildern, vor allem, um den bildlichen Ausdruck „Kräfte" aus dem Gebiet der Redensart in das der Anschauung zu übertragen. Da sind bestimmte Überlegungen, Maßstäbe, Gewohnheiten, Sitten und Rücksichten, die sich um Pfarrer und Kirche sammeln. Es sind bestimmte seelische Dispositionen, die sich vererben: „so tut man". Man hält sich zur Kirche, zu seiner Kirche, man kennt einander, hilft einander, lästert auch einander, weil man sich kennt, aber man setzt allerlei durch: Richtiges und Verkehrtes. Man ist schwerfällig, aber man ist solide. Langsam aber sicher sagt man seine bestimmte Meinung, und man ist darin eins. Man ist auch in theologischen Fragen eins, man ist protestantisch bis auf die Knochen, man hängt an Luther und an Bismarck. Der romfeindliche Zug bildet hier den polemischen Kitt, den wir bei jeder Gemeinschaft von Menschen finden.

Das ist das Höchste an Wirklichkeit, was sich als Gemeinde finden und bezeichnen läßt. Das gilt es zu studieren und zu pflegen, was zumal jüngeren Theologen oft recht schwer fällt. Viel hat man schon erreicht, wenn man jenes unentbehrliche Bedürfnis jeder Gemeinschaft, sich einer andern entgegenzusetzen, von den engeren Parteistreitigkeiten der Kirche wegbringt und auf den Gegensatz gegen die römische Kirche überträgt. Dabei bleibt immer noch die Aufgabe, den Erdenrest von Haß und Lüge auch aus diesem Gegensatz zu entfernen, aus Haß immer mehr Nächstenliebe zu machen, aber auch stimmungsvolle und inhaltslose Menschheitsliebe zur Nächstenliebe zu verdichten. Das ist eine Aufgabe; denn zwischen Partei-Selbstsucht und Menschheits-Umschlingung liegt die gesunde Mitte des Evangeliums, Nächsten- und Bruderliebe.

An dieser Gemeinde, die die natürliche Zusammengehörigkeit und die Überlieferung schufen, gilt es nun weiter zu arbeiten und zu erziehen. Sie kann der Herd religiöser Glut und sozialer Wärme werden. Hier sind die wackeren Männer und Frauen, die einmal etwas schaffen, hier, wo die Missionspfennige und die Massen für unsere Lutherabende herkommen, ist jene natürlich-unreflektierte Stimmung, die von Jesus höher gestellt wird als die Intelligenz der Gebildeten, nach der wir stets zu viel hinüberschielen, weil wir zu wenig bescheiden oder zu wenig vom Geiste Christi berührt sind.

Wie schafft man oder wie erhält man einen solchen Kreis? Die ganze Sache ist so verwickelt, daß wir schließlich immer wieder sagen müssen: der Heilige Geist beruft und sammelt diese Christenheit. Aber was man tun kann, ist dies: etwas bieten! Nicht schelten und bitten, aber etwas bieten. Nur wo das Bedürfnis durch Angebote erweckt und befriedigt wird, ist die Teilnahme an jenem Kreis aus der Wahrheit. Das hängt zuerst am Pfarrer. Es war die schönste Stunde eines mir bekannten Pfarrers, als ihm ein junger Lehrer sagte: „Jetzt ist's wieder eine Freude, evangelisch zu sein." Um einen treuen, fleißigen Mann, der die Leute lieb hatte und für das Ewige zu leben sucht, sammelt sich alles Menschenvolk, das ja so gern einen sucht, der glaubt. Auch die Gemeinde biete etwas, und zwar Stützpunkt, Unterhaltung, Pflege an Leib und Seele, und viele werden sich zu ihr neigen. Und ist sie voll von gutem, religiösem und sozialem Geist, dann atmen sie den mit ein, ohne es zu wissen. Wir glauben noch zu viel an die Macht der Worte und des Begriffenen, und wir arbeiten damit oft nur auf die Phantasie und Stimmung des Scheinmenschen los. Auf den wirklichen Menschen wirken nur Werte, die seinem Bedürfnis entsprechen. Und dieser Vorgang ist auch ohne viele Worte und Begriffe möglich. Worte und Begriffe schaden freilich auch nichts.

Etwas bieten, aber dann auch vor allem etwas fordern. Interesse durch Mitarbeit, das ist das Geheimnis. Und diese Mitarbeit braucht nicht auf Liebesarbeit im gewöhnlichen Sinne beschränkt zu sein. Es ist ein Fehler, daß der Gemeindegedanke so eng mit dem Gedanken der Leibsorge verbunden worden und der Gedanke der Seelsorge dahinter zurückgetreten ist. Ist auch die Seelsorge aller an allen mehr eine Phantasie als ein Ideal, ist sie höchstens ein unerreichbarer und darum nur regulativer Gedanke, so ist doch die Erweiterung der Seelsorge durch Heranziehung von Gemeindegliedern kein Traum. Stößt jene leibliche Fürsorge überall mit der Arbeit der Gemeinden und des Staates zusammen, so ist doch die Seelsorge ein besonderes Reich der religiösen Gemeinschaft, ebenso wie die Pflege des religiösen Lebens selbst durch den Gemeingeist der Gemeinde. Darum kann man den Gegensatz von Sulze und Dörries einmal so aufzuheben suchen: wo die von dem lutherischen Gedankenkreis vorausgesetzte Anlehnung an weltliche Organe, welche die Liebesarbeit gut genug besorgen, tatsächlich herrscht, da ist es ja gut, da kann sich die Gemeinde selbst mehr auf das Seelische verlegen. Wo das aber nicht so der Fall ist, wird sie kräftig Liebe üben. Und auch jener erste Zustand wird ihr immer noch Anlässe genug bieten, um im Dienst der Seelsorge die Leiber zu pflegen.

Das ist die Gemeinde. Einmal eine mehr oder weniger einem Haufen von Menschen aufgeprägte Organisation, die leistet, was sie leisten kann, dann aber jenes organische geistliche Gebilde mit eigenem Leben. Also ein doppelstufiges Ideal. Das Kennzeichen, das es zu einem e v a n g e l i s c h e n Gemeindeideal macht, ist aber noch schärfer zu bezeichnen. Das ist nicht die Organisation an sich selbst, auch nicht die Tradition, am wenigsten das laute Geklapper des Vereinsmechanismus. All das haben die Römischen

auch, und oft noch besser als wir. Das Kennzeichen ist die Selbsttätigkeit, die leib- und seelsorgerliche Selbsttätigkeit der sogenannten Laien. Hier ist die Grenze. Der Klerus muß für den pessimistisch-realistischen Geist Roms, um nicht zu sagen, für seine Sucht zu bevormunden, die Christlichkeit verbürgen. Wir sind idealistischer. Wir glauben an den Heiligen Geist in der Christenheit. Das ist der tiefste Unterschied zwischen Wittenberg und Rom. Jene sind kühler, wir kühner. Jene sind Realisten und haben tausendmal recht, wenn sie nicht der Masse trauen. Wir wollen es mit dem Volk machen, wie es Jesus und Gott mit uns machen, durch Zutrauen heben und erziehen. Und Zutrauen erzieht durch Mitarbeit.

So können wir jenen Kreis der Gemeinde erweitern und erziehen. Hier setzt der Evangelische Bund ein.

III.

Zunächst: was bedeuten für den Bund solche Gemeinden? So viel protestantisches Wesen ist in jedem evangelischen Christen und so viel ideales evangelisches Schwergewicht ist in dem Bunde, daß nur wenige sich nicht von diesem Gewicht angezogen fühlen werden. Das Bedürfnis nach einer starken, rückhalt- und rücksichtslosen Vertretung des Protestantismus, nach etwas, was den universalen, kühnen Luthergeist atmet, wird nicht voll von den Landeskirchen, auch nicht von ihrer Verbindung, vom Kirchenausschuß, befriedigt, sondern nur vom Evangelischen Bunde. Darum wird der Bund in solchen Gemeinden nicht nur genug Soldaten, sondern auch Offiziere finden. Nur sollten die Pfarrer immer noch eifriger sein, dem Bunde für alle seine Organisationen, Regimenter, Armeekorps, für seine ganze Armee solche Leute zu werben. Ein Jammer ist es noch immer, daß manche wackere Leute, die selbst fest an ihrem Glauben halten und deshalb Sinn haben für das Religiöse im Katholizismus, die mir an sich lieber sind, als reine Romhasser, noch nicht mitmachen. Wo die größte Liebe zum Evangelium und zur evangelischen Gemeinschaft, da ist auch der beste Zorn gegen Rom; denn der Zorn ist immer der Schatten der Liebe. Sodann aber bedeuten solche Gemeinden für den Bund die Anbahnung von allem, was er will. Eine papierne Wagenburg von Resolutionen ist nicht so viel wert gegen Rom, als ein paar feste evangelische Gemeinden mit Leuten, die in ihre Kirche gehen und zusammenhalten um der Religion willen. Positiv geschafft ist besser, als polemisch gestritten. Der Bund darf nie die Wehr zum Selbstzweck haben, die darf nur Mittel zur Belebung und zum Schutz der evangelischen Gemeindekirche sein.

Darum hat es für den Bund allen Wert, solche Gemeinden zu schaffen und zu fördern. Und wie? Zunächst soll er einmal den großen Grundsatz der Reformation vom allgemeinen Priestertum immer mehr bekannt und geltend machen helfen und alles, was nach katholisierendem Kirchentum schmeckt, bekämpfen. Die Kirche, in der die Pastoren allein das Wort haben, ist ganz gegen die Grundsätze der Reformation. Diese Pastorenkirche sieht zwar oft nicht ohne Neid auf die hierarchisch verfaßte Kirche

Roms hinüber; sie bringt es aber nur zu einer schwächlichen Dublette dieser Kirche, wenn sie ihr es in der Tat gleich machen will. Aber wie viele „Protestanten“ kennen denn überhaupt einen anderen Begriff von Kirche als den, daß die Pastoren sie zu „machen“ haben! Wer weiß denn, was das allgemeine Priestertum ist? Hat auch Luthers Optimismus mit jenem Grundsatz im 16. Jahrhundert scheitern müssen, da die Unselbständigkeit der von der Kirche und von der Obrigkeit gleicherweise am Leitseil geführten Untertanen versagte, so haben wir jetzt in unserem Volke Einsicht und politische Selbständigkeit genug, um die Leute in den Dienst unserer Gemeinschaft hineinzustellen, wie Calvin und Zwingli das taten. Unsere Bevölkerung wächst langsam in die damals viel zu weiten Gewänder des allgemeinen Priestertums hinein. Nur so weiter. Rechte und Fähigkeiten wachsen an- und miteinander.

Dann aber bietet der Bund mit seinem Gedankengut einen Mittel- und Sammelpunkt, wie ihn nicht der landeskirchliche Gedanke, auch keine soziale Arbeit, noch die Innere Mission bieten kann. Wo d i e s e um sich Gemeinden sammeln wollen und können, gut — wir sind nicht eifersüchtig. Aber so weit mein Blick reicht, hat Luther mehr, unendlich mehr Gewalt, die zum Mittelpunkt zieht, als Wichern. So weit die Riesengestalt des Reformators hineinleuchtet in das deutsch-evangelische Volk, so weit reicht das Gebiet für evangelische Gemeindearbeit; nicht kürzer und nicht weiter. Das ideale Schwergewicht des Bundes mit seinem Gedankengut vermag am besten die Engherzigkeit und die Interessen-Michelei aus den Angeln zu heben und zum Sammeln zu bringen. Es ist zwar nicht leicht, aber nicht ohne Erfolg. Ich habe es erprobt, den Romhassern eines immer wieder einzuhämmern: „Keinen größeren Tort könnt ihr Rom tun, als wenn ihr euch nicht nur am Bunde, sondern auch an der einzigen Größe beteiligt, die Rom Gegenwerte entgegenstellt, der Gemeinde.“ Damit ist noch nicht und nicht bloß der Gottesdienst gemeint. Da wir Pfarrer hier noch die Hauptpersonen sind, wollen wir ihn nicht zu sehr in den Vordergrund schieben. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo unsere Gottesdienste etwas bieten, was alles Bitten überflüssig macht. Aber an der Gemeindepflege mitarbeiten, das ist die Aufgabe, und es gibt ein großes, aber seltenes Talent, das ich bei Pfarrern am höchsten schätzen möchte: Werke der Gemeindepflege anzuregen und anzufangen, und dann die rechten Leute an die Spitze stellen, die sie zu treiben haben. Bescheidenheit und Klugheit müssen es dem Pfarrer gebieten, solche Männer und Frauen zu suchen. Und ich habe sie meist gefunden in den Kreisen, die dem Evangelischen Bunde freundlich gegenüberstanden, in meinem Gemeindeverein. Den hat auch der Bund geschaffen — oder gar der Papst selbst. Meine Freunde unter unsern Kollegen haben mir lange zugesetzt: „mach doch einen Gemeindeverein“. Ich habe immer gesagt: den muß uns der katholische Priester selbst machen. Und richtig, er machte ihn. Als er sich einmal wieder allerlei Übergriffe leistete, kam man zu mir: „Jetzt sollte man einen evangelischen Verein haben“. Und im Nu war er da, geboren und nicht gemacht, und deshalb von festerem Bestand. So hat mein

Vater nach dem Lutherjubiläum in Kreuznach den evangelischen Verein angeregt, der jetzt noch blüht. Das ist gläubig evangelisch, dem Nein des Gegners sein Ja entgegenzusetzen, die Werte und Ideale herauszustellen, die man im geheimen liebt, wenn man ihren Feinden zürnt. Niemand lasse die Zeit päpstlicher Übergriffe, des päpstlichen Nein vorübergehen, ohne ein evangelisches Ja daraus zu machen.

Eine Garde von evangelischen Männern und Frauen aller Stände, von evangelischem Bundesgeist getrieben, nimmt bald positive Gemeindearbeit in ihre Hand. Hier finden sich die Gemeindehelfer, die den Auftrag haben, möglichst selbständig jeder in seinem Bezirk evangelisch-kirchliche Interessen zu verteidigen, in der Mischehenpflege dem Pfarrer zur Seite zu stehen, nach allerlei Not, nach Krankheit und Armut, nach Sünde und Skandal zu sehen. Eine solche positive praktisch wirksame Gemeindearbeit ist von weitreichender Bedeutung. Was macht denn einen größeren Eindruck auf alle, die von einer Agitation bedroht sind, welche sich gegen Religion und Kirche richtet: theoretische Verteidigung des Christentums und der Kirche, die sie oft wenig verstehen, oder freudige Arbeit zum Wohle der Gemeinde? Diese begreifen sie sofort, denn sie haben selbst Gewinn davon. Und erst recht werden Bedenken und Abneigungen zerstreut, wenn man zur Mitarbeit herangezogen wird. Denn diese führt einen unmittelbar in die innerste Werkstatt der religiösen Kräfte hinein und läßt einem keine Zeit zum Kritisieren und Spintisieren. So ist manchem geholfen worden, wenn die Gemeinde ihn anstellte, ohne viel nach seinem „Glauben" zu fragen. So kann der Bund der Kirche helfen. In meiner Gemeinde ist alles, was ich vom Gemeindeideal erreicht hatte, aus dem Bunde hervorgegangen. Es wäre undankbar, wollte ich verschweigen, daß mir Hackenberg dabei Ziel und Wege gewiesen hat.

Auf der anderen Seite machen solche lebendigen Gemeinden dann einen starken Eindruck auf alle, die zweifelnd zwischen den großen kirchlichen Gebilden der Gegenwart stehen. Kann aber der hierarchische Zauber Roms, der Laienkraft nicht zu ihrem Recht kommen läßt, dem noch groß imponieren, der eine solche evangelische Gemeindekirche kennt? Keine größere Freude für uns, als wenn wir dazu helfen könnten, diesen rechten evangelischen Bundesgeist dahin zu leiten, daß Evangelischer Bund und evangelisches Gemeindeideal sich gegenseitig fördern, daß aus dem lauten oder schwachen Nein römischen Angriffen gegenüber immer mehr ein gehaltenes, aber um so stärkeres Ja werde.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle (Saale).